

Archiv » 2010 » 01. Dezember » Wissenschaft

Textarchiv

Tierversuche am Kreuzweg

Wissenschaftler rüsten sich auf einer Konferenz in Basel zum Wettstreit mit den aktiven Tierschützern

Birgitta vom Lehn

Draußen dreht sich das Riesenrad auf dem Basler Weihnachtsmarkt mit seinen diversen Leckerli-, Raclette- und Glühweinbuden. Nur ein paar Schritte entfernt, drinnen im Congress Centrum, versammeln sich rund 80 Wissenschaftler aus Deutschland, der Schweiz, Großbritannien und Frankreich, um ein wenig appetitliches Thema zu beraten: Sie überlegen, wie sie den Tierschützern Paroli bieten und ihre Versuche mit Fruchtfliegen, Hunden, Mäusen und Affen auch weiterhin ungestört, ungestraft und vor allem öffentlich akzeptiert fortführen können.

Hintergrund der zweitägigen Tagung "Research at a Crossroads - Forschung am Kreuzweg?" sind zum einen die neue EU-Richtlinie vom September, die die alte aus dem Jahr 1986 ablöst und den künftigen Umgang mit Versuchstieren für Forschungszwecke strenger reglementiert, und zum anderen eine in der europäischen, vor allem Schweizer Rechtsprechung erkennbare Tendenz, Tierversuchen einen Riegel vorzuschieben, vor allem in der Grundlagenforschung.

Die Basler Veranstaltung wird getragen von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, dem Schweizer Verein "Forschung für Leben", den Pharmariesen Novartis und Roche sowie Interpharma, einem Zusammenschluss der forschenden pharmazeutischen Unternehmen in der Schweiz.

"Der Verein für Leben" ist nach eigenen Angaben "parteipolitisch und konfessionell unabhängig" und will den "Dialog zwischen der Bevölkerung und den Bio-Wissenschaften" fördern. Er führt Schulklassen in mobile Genlaborkurse und in ein professionell eingerichtetes Labor an der Universität Zürich. Transparenz statt kumpelhafte Kampagnen: Auf diesen Weg zur Meinungsbildung setzt der Verein. Auf diesen Weg wollen auch die in Basel versammelten Wissenschaftler künftig verstärkt setzen -und zwar gemeinsam statt einsam.

Denn es könne nicht sein, sagt Stefan Treue, Direktor des Deutschen Primatenzentrums Göttingen, dass einzelne Wissenschaftler sich engagieren und verzetteln in der nervenaufreibenden Öffentlichkeitsarbeit, während andere sich wegduckten, den öffentlichen Dialog scheuen, aber stattdessen stillschweigend die Lorbeeren für ihre Arbeit einfahren.

Immerhin zeigt eine Analyse der Nobelpreise, die für Medizin und Physiologie verliehen wurden, dass bei 75 von 98 der bis 2009 verliehenen Nobelpreise Tierversuche direkt involviert waren. Hinzu kommt noch der in diesem Jahr verliehene Nobelpreis für die Entwicklung der künstlichen Befruchtung. Auch er wäre ohne Tierversuch nicht denkbar gewesen.

Forscher sollen sich also stärker vernetzen und Rückhalt seitens der Fakultäten und der Politiker einfordern, meint Treue. In Brüssel habe er die Gespräche mit Parlamentariern im Vorfeld der EU-Tierschutz-Richtlinie, die sich über zwei Jahren hinzogen, als "sehr positiv" erlebt: "Das sollte uns eine Lehre sein: Unsere wissenschaftliche Beratung ging zwar langsam und effizient von statten, die Tierversuchsgegner hatten da bessere Vorarbeit geleistet. Aber bei langwierigen Entscheidungsprozessen profitieren wir."

Die neue Richtlinie wertet Treue denn auch als ein "politisches Kompromissdokument", bei dem "die wissenschaftliche Gemeinde ihre Argumente einbringen konnte". So habe man Restriktionen für den Umgang mit nichtmenschlichen Primaten noch rechtzeitig "entfernen" können.

Willkürliche Unterscheidung

Als Problem bezeichnet er jedoch, dass verfassungsrechtlich die Forschung mit Versuchstieren künftig stark eingeschränkt sei. Man fordere einen absehbaren Erkenntnisgewinn, den die Grundlagenforschung aber in der Regel nicht erbringen könne. Treue: "Die Unterscheidung in gute anwendungsorientierte Forschung und böse Grundlagenforschung ist höchst willkürlich."

Diese Haltung ist in Basel Konsens. "In der Regel ist es die Grundlagenforschung, die, auf der Suche nach dem Unbekannten, neue Einsichten in die Lebensvorgänge liefert, auf deren Grundlage dann nützliche Anwendungen entwickelt werden", betonen der Marburger Tierphysiologe Gerhard Heldmaier und der Zürcher Immunbiologe Burkhard Becher. "Definitionsgemäß" bleibe die Grundlagenforschung "ergebnisoffen".

Der Genetiker Ernst Hafer von der ETH Zürich, der in den vergangenen Jahren mit seinem Team rund 300 000 Fruchtfliegen "gequält" habe, um deren Zellen zu verstehen, prognostiziert eine noch weiter zunehmende Verwischung der Grenzen zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung in den Biowissenschaften. Ziel sei zu erkennen, warum Menschen unterschiedlich auf Medikamente reagieren. "Es geht jetzt nicht mehr darum, die einzelne Zelle zu verstehen, sondern die ganze Bandbreite an Zellvarianzen zu erkennen. Wenn jeder 1000. Buchstabe in Tolstois Krieg und Frieden falsch ist, fällt das kaum auf. Wenn dagegen ein einziges Gen beim Menschen anders ist, fällt das sehr wohl auf." Die Biologie des 21. Jahrhunderts werde "quantitativ statt qualitativ" sein und den Einbezug von Computerwissenschaftlern, Ingenieuren, Physikern und Chemikern erfordern.

Europaweit gilt der Richtlinie zufolge künftig ein Verbot für Versuche mit Menschenaffen. Diese werden zwar hierzulande schon lange nicht mehr für Versuchsreihen eingesetzt. Aber künftig dürfe man Schimpansen auch kein Blut mehr abnehmen für genetische Untersuchungen, und das sei durchaus problematisch, meint Treue. Denn viele Wissenschaftler arbeiten zwar nicht direkt an lebenden Schimpansen, aber mit deren Zellen. Zum Beispiel, um die Funktion von Genen zu untersuchen. Bislange entnahm man solche Blutproben von Affen im Zoo. Die neue Richtlinie verbietet jedoch auch das. Die Blutproben müssen dann aus außereuropäischen Ländern importiert werden, zum Beispiel Afrika.

Überhaupt muss man sich wohl darauf einstellen, dass das, was hierzulande verboten oder stark beschränkt wird, künftig in anderen Ländern umso intensiver betrieben wird. Während in der Schweiz beispielsweise im vergangenen Jahr das Bundesgericht dem Zürcher Grundlagenforscher Hansjörg Scherberger seine Arbeit mit Makaken untersagte, so dass dieser seine Koffer packte und ans Göttinger Primatenzentrum wechselte, wurde in China kürzlich ein Forschungszentrum mit 10000 Primaten eröffnet. Ob die Bedingungen in China für die Tiere besser sind als in der Schweiz, deren Labore bekannt sind für ihren hohen Standard, sei dahingestellt.

Komplexe Prozesse

Dem Verein "Ärzte gegen Tierversuche", der sich für ein "rein tierversuchsfreies Wissenschaftssystem" einsetzt, geht die neue EU-Richtlinie trotz alledem nicht weit genug. Sie halte "weiter am altertümlichen und unzuverlässigen System Tierversuch fest", sei lax und müsse deswegen nun verschärft umgesetzt werden. Zwei Jahre bleiben den einzelnen Ländern dafür Zeit, auch Deutschland. Ein Ausstieg aus dem Tierversuch sei "auch für den medizinischen Fortschritt dringend notwendig", fordert Silke Bitz, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Vereins. Doch der rein zweckfreien Grundlagenforschung sei nach wie vor Tor und Tür geöffnet, Versuche mit Affen nach wie vor erlaubt.

Auch der Deutsche Tierschutzbund findet die Verwendung von Affen zu Versuchszwecken "weder ethisch zulässig noch wissenschaftlich notwendig". Es gebe "zahlreiche, wissenschaftlich geprüfte bessere Methoden".

Doch dieser Behauptung widersprechen die Basler Forscher vehement. Sie werde von Leuten ausgesprochen, die "nur wenig Erfahrung mit der Komplexität der biomedizinischen und organisch orientierten Forschung" hätten. "Komplexe Krankheitsprozesse sind nicht simulierbar, und Computersimulationen von Krankheitsprozessen zu machen, welche wir nicht mal verstehen, ist vollkommen absurd", finden Heldmaier und Becher.

Die Entdeckung des Penicillins, das 1943 erstmals in klinischen Studien getestet wurde, die Zulassung des Multiple-Sklerose-Medikaments Tysabri im Jahr 2004 und der ersten zellulären Prostatakrebs-Therapie Provenge im April dieses Jahres durch die FDA, bei der Immunzellen des Patienten gegen den Krebs scharf gemacht werden, seien ohne Tierversuche nicht denkbar gewesen. Die Forscher behaupten sogar: "Derzeit gibt es kein innovatives pharmazeutisches Produkt, dessen Entdeckung und Entwicklung gänzlich ohne Erkenntnisse aus tierexperimenteller Forschung möglich gewesen wäre." Für die Zukunft rechnen sie aufgrund der stetig steigenden Erwartungen an die Medizin eher mit noch mehr als weniger Tierversuchen.

Die Deklaration von Basel

Als Ergebnis der Tagung formulierten die Wissenschaftler in Basel gestern eine Deklaration, die einerseits klarstellt, dass alle Fortschritte in den Lebens- und Biowissenschaften auf Grundlagenforschung basieren, die ohne Tierversuche nicht auskommt, auch nicht ohne Primatenforschung.

Gesetzgeber und Gesellschaft werden aufgefordert, radikale Gruppen, die illegale und gewalttätige Protestaktionen durchführen, zu ächten. Andererseits verpflichten sich die Forscher, jeweils sorgsam abzuwägen, ob die Versuche notwendig sind oder nicht; die Zahl der Versuchstiere zu minimieren durch stärkeren Wissenstransfer untereinander; Versuchs-doppelungen weitgehend zu vermeiden; die Tiere nicht unnötig zu quälen; die mit den Tieren arbeitenden Mitarbeiter bestmöglich zu qualifizieren; die Bedeutung der Forschung für das Wohl der Menschheit klarer zu transportieren in Politik, Gesellschaft und Medien.